Nelli Grieger

Eine kleine Nachtmusik

Erzählung

2016

Der Traum

Ich träumte, meine Liebe ist ein Traum,
In dem zwei Seelen außer Körper lebten
Und leicht und unbeschwert durch Zeit und Raum
Den Wolken gleich im blauen Himmel schwebten.

Nur dieses Schweben, ohne Zweck und Sinn –
Kein Ziel, kein Schmerz, kein Denken, kein Verlangen,
In Ewigkeit in meinem Traum gefangen,
Wo du - mein Gott und ich dein Engel bin.

Und kurz bevor ich dachte: Das ist Glück!
Wurd‘ ich geweckt, unsanft, im Hier und Heute.
„Die Rechnung kriegen Sie von uns geschickt“ –
Verkündete die Psychotherapeutin.
(Autor)

Zu Hause war alles so schön… oder auch nicht

In einer kleinen Stadt, wie es so viele in Deutschland gibt: mit zwei Kinos, einer Stadtbibliothek, einer evangelischen und einer katholischen Kirche und drei Friedhöfen, ebenfalls evangelisch, katholisch und noch einem von der Stadt: für Atheisten, Selbstmörder und Penner, war noch nie viel los. Das Straßenfest der längsten Straße, die insgesamt 100 Häuser umfasste und jedes Jahr im August gefeiert wurde, fiel in den letzten Jahren aus. Die Gemeinde hatte kaum Geld und das Straßenkomitee zerstritt sich wegen Kleinigkeiten, weil man sich nicht einigen konnte, ob die Würstchen an den Ständen für zwei oder drei DM verkauft werden sollten. Die Langeweile nistete sich für Jahrzehnte in dieser Stadt ein. Im Winter saßen die Leute nach dem Abendessen vor der Glotze und im Sommer in ihren Hinterhausgärten, die größtenteils aus schönen Wiesen und gepflasterten Steinterrassen bestanden. Die Zeiten, als man noch Obst und Gemüse anbaute, waren fast vorbei – man konnte ja schließlich alles kaufen und das Leben genießen, statt sich nach der Arbeit mit Gartenarbeit abzurackern. Nach Ladenschluss ab 17 Uhr leerten sich die Straßen komplett. Man sah kaum Kinder auf den Spielplätzen und wenig Ausländer - die beiden Kategorien verursachen bekanntlich den meisten Lärm und Lärm wurde nicht geduldet. Eine für manche drückende, für die anderen wohltuende Stille verbreitete sich in der Stadt wie ein unsichtbarer Virus. Die gelegentlichen Stammkneipenbesucher verhielten sich auch vorbildlich und schlichen ganz ruhig durch die Nacht, dem Ärger und der Ehefrauenexekution schicksalsverloren entgegen.

Sogar im nahe liegenden Dorf ging es manchmal heftiger

ab. Da pflegte man noch Traditionen, veranstaltete Schützen- und Weinfeste und tanzte bis in den frühen Morgen in den Mai. Die Bauern spendeten für diese Feste Schinken und selbstgemachte Würste, Maiskolben und Bier, die Bäuerinnen nutzten die Gelegenheit, um mit ihren nach Geheimrezepten gebackenen Hefezöpfen und Plunderteilchen anzugeben. Der Chor trällerte, je nach Anlass und Trunkenheitsgrad, anständige und weniger anständige Lieder. Die Blaskapelle sorgte dafür, dass die Polka, vielen noch aus der alten Heimat bekannt und ans Herz gewachsen, nicht vergessen wurde. So manche Blamage und Peinlichkeit wurde natürlich am nächsten Tag zum allgemeinen Gesprächsthema, da die Leute sich alle kannten, und es gab immer einen Grund, sich über andere aufzuregen. Doch eigentlich mochte man sich.

Trotzdem verließen viele jüngere Dorfbewohner seit Generationen ihre Familien und zogen, unter anderem auch wegen der attraktiveren Berufe, in modernere Stadtwohnungen mit Zentralheizung und fließendem Wasser, in die Nähe der Arbeitsstätten, des Kindergartens und der Schule, die gleichzeitig Grund- und Hauptschule war. Das mit den zwei Schulen unter einem Dach war sehr praktisch, da die Lehrer in Krankheitsfällen sich gegenseitig vertreten konnten. Weiterführende Schulen gab es in dieser Stadt leider nicht, und manche ehrgeizige Eltern mussten Ihre Kinder aufs Internat in die nächste Großstadt schicken, um ihren überdurchschnittlich begabten Sprösslingen einen Abiturabschluss und das Studieren zu ermöglichen. Mit Hauptschulabschluss waren natürlich nicht alle Wege offen. Aber mit einem vernünftigen Arbeiterberuf kam man auch gut durchs Leben. Fast alle männlichen Bewohner der Stadt arbeiteten in einem großen Werk, das Autobremsen produzierte. Die etlichen Intellektuellen

belegten das soziale Arbeitsgebiet und ein paar Ämter, ohne die man natürlich nicht auskam. Die Frauen hatten auch zu Hause immer was zu tun.

Die aktiveren Jugendlichen versammelten sich abends auf dem Schulhof oder im Keller des evangelischen Gemeindehauses, wo ein Billardtisch und eine Musikanlage standen. Die Aufsichtspflicht lag bei den Gemeindereferendaren und Theologiestudenten, die keinen Praktikumsplatz woanders gefunden haben und nicht all zu lange und meistens auch ohne Begeisterung ihre Aufgaben in dieser provinziellen Stadt erfüllten. Um 21 Uhr schloss man den Keller ab und schickte die Teenager nach Hause. Es gab ja schließlich bereits die Playstation und später das Internet und die meisten Jugendlichen hockten, jeder für sich alleine, in ihren noch kindgerecht tapezierten und eingerichteten Zimmern und spielten die allerneusten Spiele. Das war spannend.

Um etwas Positives über diese Ortschaft doch noch zu sagen, sollte man vielleicht das schönste Gebäude und die einzige Sehenswürdigkeit am Rande der Stadt erwähnen. Die alte Musikschule, die von einem engagierten Musikschullehrer Jahren gegründet wurde, war wirklich schön: mit verschnörkelten Fassaden und Reliefen, mit zwei riesigen Säulen am Eingang, die zu dem Balkon in der ersten Etage führten, mit schmalen eleganten Fenstern und einem hohen Dach, bewachsen bis zur Spitze mit dicht rankendem Wildwein – einer Pracht im Sommer und im Winter und vor allem im Herbst, wenn die Blätter sich rot färbten. Das Geld für den Bau der Schule spendete eine Stiftung, der anliegende Park entstand durch den Bürgereinsatz und fast von alleine, als die Fußwege aus allen Richtungen festgetrampelt und anschließend gepflastert

wurden. Später, als eine heimische Baumschule pleite ging, pflanzte man willkürlich die übrig gebliebenen Bäumchen und Sträucher entlang der Wege und am nahe liegenden Naturgewässer - und schon hatten die Familien ihren Lieblingsort für Spaziergänge und Picknicks und die Liebespärchen ein gemütliches Plätzchen zum Knutschen und ein bisschen mehr, nach dem Grad der Freiheits- und Moralvorstellung. Die sexuelle Revolution erreichte diese Stadt nicht so wirklich, sodass gelegentliche Skandale und uneheliche Kinder immer noch das Thema Nr. 1 der wöchentlichen Kaffeekränzchen war. Allerdings nicht mehr wirksam. Hinter den geschlossenen Türen verbreitete sich das Internet, verwirrte die öffentliche Meinung und schwächte den Einfluss der eifrigen Gemeindemitglieder und der Moralapostel auf die Öffentlichkeit.

Elfriede Jeske brachte ihre siebenjährige Tochter Melina zur Aufnahmeprüfung in diese Schule mit klopfendem Herzen. Sie selbst wollte schon immer ein Instrument spielen lernen, aber ihre Eltern legten keinen Wert darauf, ihren Kindern mehr, als für das Leben im Dorf notwendig, beizubringen. Gut, dass man wenigstens die Schule besuchen durfte. Elfriede las sehr gerne Bücher, die sie in der Schulbibliothek ausgeliehen hat, doch sie machte es meistens heimlich. Ihre Mutter erlaubte das Lesen nur, wenn es ein Teil der Hausaufgaben war. Und so versteckte Frieda die nutzlose Lektüre unter dem Lehrbuch und las verstohlen Romane und Gedichte der großen Klassiker – und die waren alle schön, allein weil sie zu Hause verboten waren. Wurde sie aber dabei erwischt, gab es Schimpfe und einen Spruch dazu: «Mach lieber den Hühnerstahl sauber. Die Kücken laufen bis an den Bauch in der Scheiße». Und wehe, man hat es nicht gemacht.

Es gab immer viel zu tun auf dem Bauernhof und im Garten. Schon sehr früh lernte sie alle Tugenden einer guten Hausfrau kennen: Brotteig ansetzten, Eintopf kochen und Kühe melken, Wäsche in einem Bottich auskochen, sodass sie schneeweiß wurde, und viel-viel mehr und vor allem schweigen. Nach ihren Wünschen hat sie nie einer gefragt. An einen Klavierunterricht war da nicht zu denken. Wer würde sie nach der Schule noch einmal in die Stadt bringen? Die Familie hatte nicht mal ein Auto, nur einen Traktor, eine Mähmaschine und ein altes verrostetes Motorrad, das unbenutzt in der Scheune stand. Der Schulbus brachte die Dorfkinder nach Hause, um die nie endenden Aufgaben im Haushalt zu erledigen. Wenn sie ein Beet mit Möhren von Unkraut befreien sollte, dachte sie immer, dass die Zeit stehen geblieben ist. Dill und Möhren sahen im Anfangsstadium fast gleich aus und sie hätte eigentlich eine Lupe gebraucht, um diese voneinander zu unterscheiden. Die Knie und der Rücken schmerzten, die Reihe ging bis zu dem anderen Ende des Gartens und sie heulte vor Wut und Hilflosigkeit der herrischen Mutter gegenüber. Man konnte sich nirgendwo vor ihr verstecken. Außer auf dem Dach, wo in Spinnweben und völlig verstaubt allerhand Kram herumlag. Hier verbrachte Elfriede so manche Stunde, wenn die Mutter sich mit der Nachbarin verquatscht und die Tochter für eine Weile vergaß. Später rief sie nach ihr natürlich wieder, lief um das Haus und schrie: «Du Nichtsnutz! Warte bis du nach Hause kommst!» Doch Elfride saß mäuschenstill da oben auf einer staubigen Kiste mit alten Schuhen und Kleidern, die man jahrzehntelang aus niemanden bekannten Gründen aufbewahrte, und träumte von einem Leben in der Stadt, wo alle Leute so hübsch und sauber gekleidet sind, wo es nicht nach Mist riecht und die Straßen asphaltiert

sind und wo es Büchergeschäfte und Kinos gibt.

Als Elfriede achtzehn wurde, heiratete sie den ersten Jungen, der sich für sie interessierte, nur weil seine Eltern ein Haus in der Stadt hatten und die frisch Vermählten dort einziehen durften. Danach hat sich aber nicht viel in ihrem Leben verändert. In einer Familie mit zwei weiteren Kindern musste auch die Schwiegertochter im Haushalt mit anpacken. Und einen Garten mit Gurken, Tomaten und sonstigem Gemüse gab es auch, sowie auch Obstbäume, und man erntete, pflückte, schnibbelte, trocknete, marinierte und kochte ein. Hätte sie gewusst, dass die Familie ihres Mannes zu den letzten Selbstversorgern der Stadt gehört, hätte sie ihren voreiligen Beschluss zu heiraten vielleicht noch einmal überdacht. Aber woher hätte sie das ahnen können, wenn sie bei den zukünftigen Schwiegereltern vor der Hochzeit nicht mal eingeladen war! Der Wunsch, das Dorf zu verlassen war groß, Peter sprach so wenig, dass sie kaum was über seine Familie und deren Lebensweise wusste und ihre Jungfräulichkeit hatte sie an ihn bereits verloren. Also heiratete sie. Mit der Zeit fand sie sich mit dem Leben einer Hausfrau ab und war sogar stolz darauf, dass ihre Schwiegermutter sie vor den Nachbarinnen in großen Tönen lobte, und bemühte sich noch mehr. Ein Mädchen vom Land, war sie auf alles vorbereitet, ausdauernd und robust. Die harte Schule war nicht umsonst, dachte sie, und vielleicht sollte es auch so sein: der Mann verdient das Geld, die Frau führt den Haushalt. Und so schlecht ist das Leben ja doch nicht. Manche Träume gehen sogar in Erfüllung. Nach dem harten Tag durfte sie ungestört Bücher lesen. Als sie die trotzige eigensinnige Scarlett O`Hara kennen lernte, empfand sie keine besondere Sympathie für diese Frau. Die sanfte gehorsame Melly gefiel ihr besser. Sie dachte: "Wenn ich

später eine Tochter haben sollte, nenne ich sie Melina, und zu Hause rufen wir sie Melly. Und sie wird Klavier spielen und vielleicht ganz groß rauskommen". Sie war schon immer eine Träumerin, die Elfriede Jeske. Leider hat sie nie gelernt, von ihren Träumen zu sprechen. Mit wem auch? Ihr Mann war nicht von der schwärmerischen Sorte, eine Freundin hatte sie nicht, die Geschwister des Mannes sind in eine andere Stadt weggezogen, der Bruder wegen des Studiums und die Schwester, als sie heiratete. Als die Schwiegereltern starben, übernahm ihr Mann die Hypotheken für das Haus und musste noch die Geschwister auszahlen. Eine Komplettsanierung des Hauses hat auch eine Menge Geld gekostet, sodass der Arme alle Bereitschaftsdienste und Überstunden mitnahm und ewig übermüdet nach Hause kam. Eigentlich fast nur zum Schlafen. Zum Träumen und zum Reden hatte er keine Zeit.

Schon seit zehn Jahren lebte Elfriede in dieser Stadt und tat, was von ihr verlangt wurde: kochen, putzen, sparen – jeden Tag das Gleiche. Aber ihre Tochter, die nach drei Jahren ihrer Ehe zur Welt kam, würde es einmal besser haben. Davon war sie überzeugt. Und die Musikschule, zwei Straßen von ihrem Haus entfernt, schien ihr ein Zeichen dafür zu sein. Als sie Melina in der Schule angemeldet hat, hatte sie das Gefühl, dass die Zukunft, auf die sie ihr ganzes Leben wartete, sich endlich zu verwirklichen begann.

Melly besuchte die Musikschule sehr gerne, aber nur wegen der Klavierlehrerin, Frau Schönig, einer jungen sanften Frau, die ihrem Namen als Erklärung diente. Alles war schön an dieser Frau – das Gesicht, die Haare und vor allem die Hände, wenn sie über die Tasten des Kla-

viers schwebten oder tobten, sie liebkosten oder zornig schlugen. Melly konnte gar nicht so schnell gucken, wie die Finger sich bewegten, wenn die Lehrerin ihr einige Passagen vorspielte. Das war ein Ritual jeder Musikstunde. Zuerst die Lehrerin, dann Melly. Der Kontrast war rasant: die Hände der schönen Frau bewirkten Wunder, berührten die Seele des kleinen Mädchens an der Stelle, wo die Tränen wohnten, und es hatte jedes Mal Mühe, sie zurückzuhalten. Mit den Worten: «Und was hast du für mich Schönes vorbereitet?» - drehte sich die Lehrerin zu Melly um und lächelte sie an, als ob sie sich wirklich auf das, was jetzt kommt, freute. Aber es kam hilfloses, jammerndes, stotterndes Etwas, was mit der Musik nicht viel zu tun hatte. Melly war nicht begabt. Auch wenn sie zu Hause wie bekloppt übte, um die Lehrerin wenigsten einmal zu beeindrucken. Mit dreizehn Jahren konnte sie zwar vom Blatt einfache Melodien spielen, aber es war nie fehlerfrei oder fließend, sodass man alles vergaß und nur dem Rauschen des Baches, dem Flüstern der Blätter auf den Bäumen oder den freudigen Liedern der Bauern, die sich zwischen den Noten versteckt hielten, lauschen könnte. Bei Frau Schönig hörte man das alles raus, bei Melly kamen nur zögernde oder hüpfende Klänge zustande. Dazu kam noch, dass ihre Arme sie störten – sie waren nämlich zu lang, und wenn sie ihre Hände auf die Klaviatur legte, berührten die Ellbogen den runden Stuhl, der seitlich noch immer reichlich Patz aufwies, und behinderten sie beim Spielen.

Jedes Jahr gab es in der Musikschule zum Abschluss ein Konzert für die Eltern der kleinen Musikanten, die mehr oder weniger unbeholfen versuchten, ihre erworbenen Fähigkeiten und die abgespeckten Versionen der klassischen Werke ihren stolzen Zuhörern zu präsentieren. Es

war rührend, kleine Jungs in schwarzen Anzügen und weißen Hemden mit Fliege darauf Kontrabass oder Gitarre spielen zu sehen. Die Mädchen bevorzugten Klavier- und Geigenunterricht und wurden in lange Samtkleider für die Auftritte gekleidet. Die Atmosphäre dieser Konzerte war immer sehr feierlich, die Zuschauer verständlicherweise nachsichtig und bei fehlerfreien Auftritten so begeistert, dass so mancher prominenter Entertainer vor Neid ersticken würde, wäre er zufällig dabei gewesen.

Als Melly an einem Jahreskonzert teilnehmen sollte, nähte ihr die Mutter ein langes schmales Kleid. Bei der Anprobe stand sie vor dem Spiegel und brach plötzlich in Tränen aus – sie war hässlich! Dünne blonde Haare fielen steif wie trockenes Stroh im 45°-Winkel zu beiden Seiten des Gesichts, weil die abstehenden Ohren sie daran gehindert haben anzulehnen; der Pony verdeckte das rechte Auge und das linke schielte, weil es für beide in die Mitte des Spiegels sehen wollte; die Nase, wie eine missratene Karotte, zeigte mit der Spitze nach oben und die Lippen waren einfach nicht da, weil Melly sie verbissen zusammendrückte. Ihre eckigen Schultern waren viel zu breit für den schmalen Körper und die Arme hingen fast bis zu den Knien. Vor dem Spiegel stand ein Schimpanse mit Entenfüßen, die, in rote Wollsocken verhüllt, das lächerliche Bild vollendeten. Die Mutter lachte nur über die hausgemachte Tragödie ihrer Tochter und konnte überhaupt nicht einsehen, dass Melly den Auftritt verweigern wollte. Schließlich kostete die Musikschule die Familie nicht wenig Geld und man wollte endlich sehen, dass die Ausgaben nicht umsonst waren. Am besagten Tag bekam Melly Bauchkrämpfe, die ihr die Eltern nicht abkaufen wollten. Mühsam schleppte sie sich mit ihrer Mutter zur Musikschule und zitterte ihrem Auftritt entgegen. Frau

Schönig war auch schon da. Sie begrüßte das Mädchen mit einem strahlenden Lächeln und merkte sofort, was los war. Ein paar beruhigende Worte bewirkten das Gegenteil und Melly brach in Tränen aus.

"Ach Gott, das ist ja alles nicht so schlimm", - sagte die Musiklehrerin. – "Pass mal auf. Wir machen eine kleine Programmänderung. Du hast doch das Allegro aus Mozarts "Kleiner Nachtmusik" auswendig gelernt. Wir spielen es vierhändig. Und wenn du unsicher bist, berührst du nur die Tasten, und ich mache den Rest. Einverstanden?"

Melly nickte. Und so geschah es auch vor der versammelten Schule. Ein kleiner Betrug, den keiner merkte, nicht mal die Mutter, die eigentlich hätte wissen müssen, welches Stück Melly für das Konzert tagelang übte. Warum die Programmänderung notwendig war, interessierte sie nicht im Geringsten. Sie sah ihre Tochter auf der Bühne, hörte den Applaus und ihr großer Traum von einer erfolgreichen Pianistin rückte ein bisschen näher.

Leider ist aus diesem Traum doch nichts geworden. Melina besuchte noch einige Jahre die Musikschule, übte fleißig, liebte die Musik, die ein Teil ihres Lebens geworden ist, über alles, aber ein überdurchschnittliches Talent wollte sich einfach nicht entpuppen. Frau Schönig meinte, dass die Mühe trotzdem nicht umsonst war, weil das Mädchen in den ganzen Jahren lernte, seine Gefühle in der Musik zu ertränken oder auszudrücken. Außerdem hat man eine Freude mehr im Leben, wenn man die klassische Musik zu verstehen weiß. "Viele anderen Stadtbewohner können sich nur über ein gutes Essen oder einen faulen Tag freuen, und du wirst nie Langeweile haben und nie allein sein", - sagte sie einmal zu Melina. - "Du wirst zu denjenigen gehören, die etwas mehr brauchen

und auch haben. Du wirst dir ein Musikstück anhören und wissen, dass das, was du fühlst, schon jemand anders vor dir gefühlt hat, also bist du nicht allein mit deiner Trauer, mit deiner Sehnsucht oder Begeisterung, also ist die Welt gar nicht mal so schlecht, wie sie manchmal zu sein scheint. Später wirst du vielleicht in einer großen Stadt wohnen, Konzerte besuchen und große Musiker hören. Und wenn du mit allen anderen Zuhörern vor lauter Begeisterung aufspringst, um stehend der hohen Kunst zu applaudieren, wirst du auch wissen, dass das Leben lebenswert ist."

Teilweise war das schon jetzt so. Melina entwickelte sich zu einem zurückhaltenden verträumten Wesen, hatte kaum Freunde und saß lieber mit den Kopfhörern in den Ohren in ihrem Kinderzimmer, statt mit den anderen Teenies abzuhängen. Immer wieder erlebte sie das Wunder der Neuentdeckung einer verwandten Seele. Sie beschränkte sich nicht mehr auf die klassische Musik, sondern hörte gerne auch Lieder der Moderne. Sogar die primitiven Schlager, die sie aus dem MTV-Sender kannte, weckten ihr Interesse. War sie alleine zu Hause, trällerte sie bekannte Melodien, tat so, als ob sie ein Star wäre, und schien in diesen Momenten ganz glücklich zu sein. Doch ihre heimliche Leidenschaft für Mozart-Musik behielt sie für sich und würde sie keinem ihrer gleichaltrigen Freunde beichten. Wozu auch? Hätte sowieso keiner verstanden. Um zu erklären und zu deuten, was sie da heraushört, war sie sich zu schade. Vieleicht war es ihr auch ein bisschen peinlich. Cool auf dem Schulhof war alles Mögliche, aber nicht die klassische Musik. Für Sie war Mozart cool. Irgendwie machte sie die Verbundenheit mit dem toten Komponisten zu einem besonderen Menschen, das fühlte sie. Dass die Klassenkameraden sie für eine

Null hielten, die Mutter von ihr enttäuscht war und die Lehrer keine gute Prognose für ihre berufliche Zukunft abgaben, machte sie überhaupt nicht traurig.

Die Mutter behandelte Melina immer noch wie ein kleines Kind: sie wurde bekocht, ihre Klamotten aus dem Wäschekorb wurden herausgeholt, farbgerecht gewaschen und gebügelt, die weiße Leinen-Bettwäsche einmal in der Woche abgezogen, mit Bleichmittel gekocht, getrocknet und gefaltet und die Unterwäsche nach Art und Farbe und Abnutzungsgrad in die Kommode eingeräumt. Das Neue kam immer nach unten – für besondere Anlässe. Für den Alltag reichten die alten Höschen und BHs aus Baumwolle. Und die waren unkaputtbar! Die Mutter, hauptberuflich Hausfrau, hatte ihre Fühler überall im Haus und nicht nur im Haus. Sie kontrollierte alles: früher die Hausaufgaben, die Schultasche und jedes einzelne Spielzeug, das wie im Museum seinen ein für allemal festgelegten Platz nicht verlassen dürfte, später alle Schubladen im Schrank, in dem Melly unter anderem ihr Tagebuch und die Bravo-Hefte versteckt hielt. Die Tatsache, dass Melly die verbotenen Seiten schon unterwegs durchgelesen hat, schien die Mutter nicht zu stören. Ihr war wichtig, dass in *ihrem* Haus kein Schweinskramm aufbewahrt wird. Also schaute sie die Hefte regelmäßig durch und ließ sie in ihrem Versteck liegen, wenn sie harmlos waren. Manchmal zensierte sie diese mit entschlossener Hand, indem sie ein paar Seiten rausriss, doch Melly ist es vorerst nicht aufgefallen. Später kaufte sie sich keine Hefte mehr oder schmiss sie nach dem Durchlesen weg. Mit dem Tagebuch hatte sich die Sache auch relativ schnell erledigt. Es musste weg, nachdem die Mutter Melinas Onkel und seiner Frau Auszüge daraus vorgelesen hat, ohne zu wissen, dass ihre Tochter im Nebenraum mäuschenstill saß und die Tränen

herunterschluckte, während das Gelächter der Erwachsenen immer heiterer wurde. Dabei stand im Tagebuch nichts Lustiges – nur Zitate der Großen und Weisen über die Liebe, Freundschaft und Musik mit Mellys Kommentaren darunter. Diese Kommentare hat man besonders belächelt. Als die Dreizehnjährige aus ihrem Zimmer stürzte und ihr Privateigentum der Mutter aus der Hand riss, gab es zusätzlich zu der ersten Demütigung auch einen Tadel: «Wieso benimmst du dich wie eine Furie!? Reiß dich zusammen, junges Fräulein!» Und anschließend sprach man nicht mehr darüber. Obwohl ihre belesene Mutter sehr sentimental und auch sensibel war, zumindest im Bezug auf alles, was das Leben ihrer Lieblingshelden aus den Büchern und den Fernsehserien betraf, berührten sie die Tränen der eigenen Tochter merkwürdiger weise nie. Sie sah verlegen weg oder bat: "Hör auf zu jammern, gibt's Schlimmeres im Leben", vergas aber zu erwähnen, wessen Leben das war. Die einzige Schwierigkeit ihres eigenen Lebens war der monotone, ereignisarme Ablauf der nie enden wollenden Aufgaben einer tüchtigen Hausfrau.

Nach der zehnten Klasse musste Melina sich für eine Berufsschule entscheiden. Mit der Durchschnittsnote Drei in allen Hauptfächern hatte sie nicht besonders viele Wahlmöglichkeiten. Auf die Frage: Was willst du mal später werden? antwortete sie immer ziemlich unbestimmt: Irgendwas mit Musik. Die praktisch veranlagte Elfriede verstand, dass es höchste Zeit wurde, das Leben ihrer Tochter zu ordnen und ihm eine Richtung zu geben. Wenn es schon keine Klavierspielerin werden konnte, sollte das Kind wenigstens einen sauberen anständigen Job kriegen, wie zum Beispiel Bibliothekarin – immer viele Bücher rundum, die man bestimmt mal für eine

Nacht nach Hause nehmen oder auch in einer freien Minute auf der Arbeit lesen könnte. Die Tochter widersprach nicht. Ganz im Gegenteil – sie malte sich die Möglichkeiten aus, alles über ihre toten Freunde zu erfahren: Mozart, Chopin, Tschaikowsky. Sie sah sich schon als erwachsene Frau in einem kleinen Raum voller Regale mit Büchern und CDs, wo sie keiner stört und überwacht und sie liest oder hört den ganzen Tag Musik. Und so verließ sie ihr zu Hause sogar sehr gerne.

Schön ist die Jugend… oder auch nicht

Die Ausbildung zur Fachangestellten für Medien- und Informationsdienste dauerte 3 Jahre. Melina wohnte bei einer verwitweten Großtante, die ihre Mutter über alle Vorkommnisse in ihrem Leben tagtäglich informierte - waren allerdings nicht viele: morgens zur Berufsschule, mittags pünktlich nach Hause, abends lernen. Die anderen Mädels aus der Gruppe wohnten in einer WG und hatten ein spannendes Leben: sie tuschelten während des Unterrichts, verliebten sich ständig in hübsche Jungs aus der Informatikabteilung und feierten Partys. Melina war auch hier eine Außenseiterin und befreundete sich nur mit einer grauen Maus namens Heike, die ebenfalls nach dem Unterricht nach Hause musste, weil sie eine kranke Mutter und vier Geschwister zu versorgen hatte. Ihre Gespräche drehten sich um die Lerninhalte, sie tauschten Bücher aus und liehen sich gegenseitig Geld, wenn die eine oder die andere wieder mal pleite war. Ab und zu gingen die Mädchen ins Kino und mussten danach zusehen, dass das Geld bis Ende des Monats reichte. Mit dem Taschengeld wurden die beiden nicht verwöhnt. Heikes Familie war ziemlich arm und Melinas Eltern sehr sparsam und gehörten zur Generation, die einen vollen Kühlschrank als einen ausreichenden Ausdruck des Wohlstands ansah. Melina bekam am Wochenende volle Taschen mit Lebensmitteln von zu Hause mit und lieferte sie bei der Großtante, zu deren großen Freude, ab. Die alte Frau schaffte es, aus den Mitbringsel einen ungenießbaren Eintopf oder eine fette Suppe zu kochen, weil sie die frischen Lebensmittel zur Aufbewahrung in der Kammer versteckte und die alten unbedingt verwerten wollte. Das höchste Gebot

war – es wird nichts rausgeschmissen. Und so musste Melina die verschimmelte Marmelade aufs Brot schmieren, nachdem die Großtante die pilzigen blauen Flecken mit dem Teelöffel herausnahm, an dem Glas schnupperte, wobei ihre Nasenhaare den Rand berührten, und bestätigte, dass die Marmelade noch ganz gut, also essbar, war. Manchmal gab es aus der Sicht der Großtante leckere Gerichte wie Kartoffeln mit Knöpfle oder Sauerkraut mit Würstle. Meistens bedeutete das, dass der vor einigen Wochen versteckte Schinken zu muffeln anfing und die geräucherten Würstchen kurz vor dem Austrocknen waren. Grundsätzlich kochte die Alte alles mit Schmalz oder Griebenschmalz, worin sie zwei-drei Zwiebeln mit Wurst- oder Schinkenwürfel anbriet, sodass alle Gerichte fast gleich schmeckten: ob mit Kartoffeln oder Nudeln serviert, ob Suppe oder Hauptgericht – den Griebenschmalz schmeckte man heraus. Das undankbare Mädel ließ oft seinen Teller Suppe mit drei Millimeter Fettschicht darauf auf dem Tisch stehen und aß lieber ein Butterbrot, wenn auch ohne Butter, weil die frische in den Tiefen der Speisekammer verschwunden war und die ranzige nicht schmeckte.

Warum sich Melina bei den Eltern nicht beschwerte, wusste sie selbst nicht. Wahrscheinlich, weil sie nicht undankbar erscheinen wollte – schließlich hat man sie in diesem Haus aufgenommen und bekocht. Außerdem hätte es danach unangenehme Gespräche geben können, gegenseitige Vorwürfe und Rechtfertigungen, und sie hätte das alles verursacht. An solche Auseinandersetzungen der Erwachsenen ihrer Großfamilie konnte sie sich gut erinnern. Entstanden aus einem nichtigen Grund, hatten sie manchmal schwere Konsequenzen. Sie wusste von zerstrittenen Geschwistern, Onkeln und Tanten und sogar

der ganzen Familien. Schon als Kind empfand sie so etwas wie Fremdschämen für ihre Nächsten, wenn sie davon hörte. Wie können sie sich bloß damit beschäftigen?! Wie rücksichtslos gingen sie miteinander um! Wie taktlos waren ihre Worte! In ihrem Leben wird es sowas nicht geben! Sie wollte nur schöne Menschen um sich haben, Menschen, die sinnvolle Hobbys haben, behutsam mit anderen umgehen und vor allem nicht soviel reden. Das Reden bringt ja überhaupt nichts, ist oft verletzend oder langweilig! Was für belanglose Dinge die Erwachsenen miteinander besprechen! Dann sollte man besser schweigen. Die einzige Ausnahme war die Frau Schönig, die Melina immer noch vermisste, obwohl sie schon seit Jahren keinen Musikunterricht mehr bei ihr hatte. Sie erzählte spannende Geschichten über Menschen in anderen Jahrhunderten, über Soldaten, die in den Krieg zogen und in fremden Ländern starben, über Liebende, die getrennt wurden und sich vermissten, über Tanzbälle, Könige und deren Untergebene, über Prinzen und Feen, über Flüche und Zauber. Zu jeder Geschichte und zu jedem Charakter gab es eine Melodie, und Melina hatte von ihr gelernt, auch im wirklichen Leben Musik zu hören: auf der Straße, im Feld, auf dem Wochenmarkt und am Bahnhof. Im Stakkato des Regens auf den Pfützen erkannte sie einen Marsch, im Heulen des Schneesturms ein virtuoses Rondo, in Geräuschen der Zweige einer Trauerweide ein langsames Menuett und im Geplapper der Kinder auf dem Schulhof ein lustiges Allegro. Einige Menschen erinnerten sie an bekannte Melodien, und umgekehrt, einige Melodien an Gestalten der Tiere und Menschen, die sie kannte. Wie zum Beispiel, der kleine Nachbarsjunge mit seinem viel zu schmalem Gesicht und einer langen Spitznase, der, ein Flugzeug imitierend, seine Runden auf dem

Spielplatz im Hof drehte und dabei monoton summte, erinnerte sie an den "Hummelflug" von Rimski-Korsakow - ein Stück eines Komponisten, dessen Namen sie noch nie richtig aussprechen konnte, aber die Melodie war sofort da, sobald sie den Jungen sah. Manchmal verfolge sie die eine oder die andere Musikpassage, stunden- und tagelang, bis zur Erschöpfung, bis zum Verrücktwerden, und nur das Einschlafen half ihr, diese loszuwerden. Je nach Laune waren das entweder die pathetischen Akkorde aus den Fugen von Bach oder Beethoven oder melancholische Klänge einer Sonatine von Clementi. War sie aufgeregt oder ungeduldig, fühlte sie in sich die Disharmonie einer Etüde von Czerny, die sie als Kind stundenlang ohne Erfolg übte. Vivaldi war zuständig für traurige Momente, wie Sonnenuntergang und Ende des Sommers und für den Ausdruck des Respektes vor der Kraft der Natur. Mozart stand für die Liebe, wie sie in den Filmen gezeigt wird, manchmal leicht und fröhlich, mit Flirt, Tanz und langen Spaziergängen im Wald, manchmal dramatisch und traurig, aber immer leidenschaftlich und stark, bis der Tod sie, die unbekannten Liebenden, scheidet. Vivaldi war immer bewölkt, Mozart - sonnig. Der Erste - ein bisschen überheblich und manierlich, bestrebt alles richtig zu machen, ordentlich und klassisch; der Zweite – seelenverwand, lebensbejahend, manchmal euphorisch, manchmal albern, doch immer menschlich, zum Greifen nah, zum Beneiden leichtfüßig, oder in seinem Fall sollte man eher leichthändig oder leichtköpfig sagen. Denn Musik entsteht im Kopf, das wusste Melina. Sie hörte sie auch, nur konnte sie die Melodien nicht festhalten, nicht aufschreiben, nicht nachspielen. Viele Jahre saß sie nicht mehr am Klavier und wusste, dass sie es nie mehr machen wird. Die Leichtigkeit beim Klavierspielen war ihr nicht gege-

ben und das Misshandeln der Musik konnte sie nicht zulassen. Sie blieb lieber eine Zuhörerin und erlebte das, was ihr im Leben so fehlte, zusammen mit ihren Favoriten. Sie war nicht allein. All die Großen besuchten sie regelmäßig in ihrem spießigen und pragmatischen Jahrhundert, begleiteten sie auf ihren langen Spaziergängen im Park und verschwanden aus ihrem Kopf, sobald sie in ihr kleines Zimmer bei der Großtante zurückkehrte. Das war allerdings schade, aber die Toten mochten keine Spießigkeit und kein Chaos und schon gar nicht die nuschelnde Stimme der Großtante: "Wo warst du so lange?"

Oft lief Melina an den großen Plakaten vorbei und las darauf die ihr bekannten Namen der großen Komponisten. Sie dachte an Frau Schönig und ihre Prophezeiung. Seit einem Jahr lebte sie bereits in einer großen Stadt, doch konnte sich trotzdem nichts leisten und erntete überhebliche Blicke ihrer Mitschüler, war für sie eine Provinzielle, deren Ansichten und Klamotten belächelt wurden. Die Eltern dachten nur an das Sparen und an die Tilgung des Darlehens und gönnten sich seit Jahren keinen Urlaub. Wie könnte sie es wagen, sie mit ihren Extrawünschen zu belästigen, wo sie ihre Zukunft als Pianistin bereits vermasselte. Die vergeudeten Kosten für die Musikschule waren nicht nur einmal das Gesprächsthema bei ihnen zu Hause. Melina zerbrach sich den Kopf, woher sie so viel Geld für die Konzerttickets hernehmen sollte. Das Taschengeld reichte nur für Kleinigkeiten, höchsten fürs Kino. Also beschloss sie zu sparen. Vier versäumte Kinobesuche ergaben ein Ticket für ein Klavierkonzert in der Philharmonie, zwei Jahre - vierundzwanzig Konzerte! Ist ja auch schon was. So wie ihre Mutter lernte sie das Wenige, was das Leben einem so bot, zu schätzen.

Das erste Konzert, das sie unbedingt besuchen wollte, sollte schon in zwei Wochen stattfinden. Werke von Mozart, Rachmaninoff, Chopin und Liszt. Melly prüfte ihre Mittagsgeld-Kasse – sie war knapp. Der Sparmodus war angesagt: keine Cola, keine Plunderteilchen keine neuen Zeitschriften und Bücher. Ende der Woche berichtete die Großtante den Eltern die erfreuliche Nachricht: Melina geht es gut, die isst wieder ganz vernünftig und nimmt sogar zur Schule zwei Griebenschmalzbrote mit. Ja, was macht man nicht alles für die Kunst! Jetzt musste man nur unter dem Vorwand der kommenden Klausur und des vielen Lernens am Wochenende in der Stadt bleiben und am Samstagabend einen Grund finden, um für drei Stunden aus Tantes Wohnung zu verschwinden. Die abendlichen Ausflüge waren zwar grundsätzlich nicht verboten, aber die Alte würde bestimmt petzten. Melina wollte sich nicht rechtfertigen und nicht erklären müssen, woher sie das Geld hatte und vor allem wofür. Bestimmt hätte die Mutter wieder gesagt: "Haben wir nicht schon genug Geld für deinen Musikspaß ausgegeben?" - und das schlechte Gewissen wäre wieder da.

Die Zeit bis zu dem Konzert verging langsam und schnell. Langsam wegen des Wartens. Schnell, weil das Geld nicht zusammenkommen wollte und so musste sie sich etwas bei Heike, die disziplinierter und sparsamer war, leihen. Und nun war es soweit. Melina kleidete sich in ihrem Zimmer hinter der geschlossenen Tür für das Konzert an: ihre schönste Bluse, einen schmalen dunklen Rock, einen alten Mantel, der zwar nicht so schön war, sowieso aber in der Garderobe abgegeben werden musste. Danach schminkte sie sich ganz dezent und betrachtete sich lange im Spiegel. Für die erste Begegnung mit ihren toten Freunden fand sie sich nicht hübsch genug. Ein Hut

wäre schön und ein langes schwarzes Kleid aus Samt oder Spitze. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Irgendwann heiratetet sie einen erfolgreichen Musiker und zieht mit ihm durch ganz Deutschland oder sogar im Ausland mit Konzerten. Sie begleitet ihn auf allen seinen Reisen, wird seine treue Lebensgefährtin, seine Muse, die ihn inspiriert und alle seine Beweggründe und seelischen Qualen wie kein anderer versteht. Die Musiker sind sensibel, dem Alltag nicht gewachsen und brechen unter der Last des pragmatischen und spießigen Umfeldes zusammen. Darüber hat Melly viel gelesen. Chopin brauchte seine George Sand, die seine Mutter sein könnte, Schumann seine Clara und Franz Liszt seine Carolyne. Im Leben von fast jedem Künstler gab es einen Mäzen, einen Beschützer oder zumindest eine bodenständige praktisch veranlagte Frau. Die Musiker konnten sich voll und ganz der Kreativität widmen und in den höheren Sphären schweben, deren Frauen übernahmen den prosaischen Teil des Daseins und die seelische Fürsorge. So eine Frau könnte auch Melly werden. Sie hat so viel zu geben, hat noch kein einziges mal geliebt und wartet schon so lange darauf, sich einem anderen Menschen zu öffnen. Aber das muss ein Gleichgesinnter sein, kein tollpatschiger unsensibler Bauer, wie ihre Cousins vom Land, und kein eingebildeter Informatiker aus ihrer Berufsschule, der mit Fachbegriffen um sich wirft und das wirkliche Leben gar nicht kennt, weil er nur in der virtuellen Welt sich heimisch fühlt. Ein Pianist oder noch besser ein Dirigent, der alle Instrumente liebt und deren Sprache versteht, sollte es werden. Sie würde zu ihm aufsehen, viel von ihm lernen, ihm gehören, mit Leib und Seele, mit ihrem ganzen Wesen, bereit alles zu ertragen und zu dulden.

Das Träumen hatte sie wohl von der Mutter. In der letzten

Zeit passierte es immer wieder, dass sie von einem Mann phantasierte, der in ihr Leben wie eine nette Überraschung reinplatzt und alles verändert. Sie heiratet, zieht aus dem Elternhaus aus und muss nicht mehr auf die Mutter hören. Und vor allem muss sie nicht mehr allein sein. Die verschwommene Gestalt des zukünftigen Ehemannes begleitete sie schon jetzt auf ihren langen Spaziergängen und sie redete mit dem Phantom über alles, was ihr durch den Kopf ging. Manchmal vergaß sie sich dabei und lachte und sagte etwas laut, sodass die Menschen auf der Straße sich nach ihr umdrehten. Dann schämte sie sich – sie war ja schließlich nicht verrückt und sich der peinlichen Situation bewusst. Doch merkwürdiger weise machten sie diese Gespräche glücklich. Mit einem existierenden Mann ihres Alters oder älter hat sie sich noch nie so lebhaft und charmant unterhalten, nicht mal mit ihrem Vater, dem schweigenden Lamm. Die pickeligen Jungs aus der Schule interessierten sie sowieso nicht im Geringsten.

Aufgewacht aus ihrer Schwärmerei, guckte Melly erschrocken auf die Uhr und stürzte aus dem Zimmer. "Wohin so eilig?" – schrie ihr die Großtante hinterher, aber die Ausreißerin hatte keine Zeit sich zu rechtfertigen: "Erzähl' ich dir später!" - und weg war sie.

Den Weg zur Philharmonie hatte Melly schon früher einstudiert. Im schönen kleinen Park vor dem Gebäude war sie schon oft gewesen: entweder las sie ein Buch oder sie sah sich die Menschen an, die dieses Gebäude betraten oder verließen. Musiker! Das auserwählte Volk! Menschen mit erhellten Gesichtern, immer in sich selbst vertieft und hineinhörend. Menschen, die ihre Instrumente mehr lieben als ihre Verwandten und Freunde, die mit

ihren Händen sprechen können und die Sprache der Musik verstehen. Sie haben sogar ihr eigenes Alphabet – die Noten! Einmal kam ihr der Gedanke, dass die Musiker Nachkömmlinge einer ausgestorbenen Rasse sind - Wesen, die von einem zerstörten Planet irgendwann mal auf die Erde kamen. Die Angehörigen dieser Rasse konnten aus irgendeinem Grund nicht sprechen, nur singen, und das ohne Worte. Mit vibrierenden Stimmen und Lauten teilten sie ihre Wut, ihre Angst oder Begeisterung einander mit, lauschten den Klängen der Natur und versuchten, den Ruf eines Vogels, das Rauschen des Grases im Wind und das Donnern des Gewitters nachzuahmen. Doch später lernten sie kompliziertere Gefühle und sogar Gedanken zu komponieren, und so waren die Worte überflüssig und überall klang Gesang und Musik, die jeder verstand. Sie lebten im Einklang mit der Natur und waren schöner, aber auch schwächer als die Menschenrassen, die sie auf der Erde vorgefunden haben. Die plappernden Stämme und Völker hier erfanden ausgeklügelte Theorien zur Bekämpfung ihrer Feinde und böse, vernichtende Wörter, um sich gegenseitig einzuschüchtern, sie führten Kriege und versklavten die singende Rasse, die im Laufe der späteren Jahrhunderte aus Pein und Traurigkeit ausstarb, weil keiner mehr singen wollte, denn sie waren nicht mehr frei! Wie die Vögel, die im Käfig verstummen. Nur einige Individuen vermischten sich mit den primitiven Bewohnern der Erde und so gelang das sensible singende Gen in die menschlichen Chromosomen und tauchte immer wieder auf. Dann bekam die plappernde Welt wieder mal einen großartigen Musiker oder Komponisten. Diese gewagte Theorie, oder Spinnerei, wie einige sagen würden, hatte Melly noch keinem anvertraut. Doch selber glaubte sie daran, vor allem, wenn sie außergewöhnliche oder

schmerzlich schöne und tiefe Melodien hörte. Wie könnte man sich sonst erklären, dass ein Mensch zu so einem harmonischen Gewebe aus Klängen, Rhythmen, Gefühlen und Virtuosität fähig war. Melly wusste, dass mit bloßem fleißigem Üben so etwas nicht zu erreichen war.

Im Philharmonie-Gebäude angekommen bewunderte Melina das große Foyer mit marmornen Wänden und Böden, die wunderschönen Leuchten an der Decke und die Treppen, bedeckt mit roten Teppichen aus Samt. Sie fand ihren Platz in der dritten Reihe im linken Flügel des Chors, freute sich, dass sie so nah an der Bühne saß und von oben direkt auf das Klavier blicken konnte. Obwohl die Karten fast die günstigsten waren, hatte sie eine sehr gute Sicht. Der Zuschauerraum füllte sich langsam und Melina konnte in Ruhe das Publikum betrachten. Damen in langen schwarzen Kleidern mit Dekolleté und schulterfrei, wenn auch nicht so viele, gab es auch. Die meisten aber waren ziemlich normal oder klassisch gekleidet, sodass Melina in ihrem einfachen schwarz-weißen Outfit gut dazu passte. Das beruhigte sie. Was ihr sofort auffiel, war der Ausdruck vieler Gesichter – eine gewisse emotionale Intelligenz, die man bei den Menschen erkennt, die wachsam und gut zuhören können, sich fremdschämen, wenn primitives oder vulgäres Wort fällt, oder im Kino verstohlen weinen, wenn ein trauriger Film zu Ende ist.

Melina füllte sich wohl hier, fast heimisch, obwohl sie das erste Mal in so einem Ambiente war. Als alle zur Begrüßung des Künstlers aufstanden und applaudierten, ergriff sie ein starkes Zugehörigkeitsgefühl, was sie vorher noch nie erlebte – nicht in der Schule und schon gar nicht in ihrer Familie.

Der Klavierspieler, mit einem für einen Musiker gut klin-

genden Namen - Vittorio Forza, sah schon so aus, als ob er gerade aus einem UFO ausgestiegen ist. Sein Gesicht war sehr braun und schmal, die Gesichtszüge angespitzt, die Augen tief und schwarz, der Blick abwesend. Er lächelte die Zuhörer an und zeigte kurz seine langen schiefen Zähne. Ob Außerirdische auch tatsächlich so auszusehen haben, konnte Melina nicht behaupten, aber etwas unheimlich wirkte der Italiener schon. Und dann spielte er Chopin, was Melly dem Programm entnahm. Ein bisschen enttäuscht, weil sie das Stück nicht kannte und keine harmonische angenehme Melodie als Leitmotiv heraushören konnte, konzentrierte sie sich auf das Gesicht des Musikers. Jetzt war es schön, leidenschaftlich, leidend, je nach Musikpassage anders. Sein ganzer Körper bewegte sich mit, zuckte, verkrampfte und entspannte sich, wenn die Musik es so wollte. Seine Hände mit langen schmalen fast affenähnlichen Fingern flogen über die Klaviatur mit einer Geschwindigkeit, die das Auge nicht erfassen konnte. Nach einigen Minuten vergaß Melina ihren ersten Gedanken und alles, was um sie geschah, und fühlte nur noch mit, und das waren Gefühle, die sie in ihrem alltäglichen Leben nur selten empfand: Empörung, Sehnsucht, Traurigkeit, Wut, Rebellion – und alles so intensiv, bis zur Gänsehaut, bis zu den Tränen. Der dunkle Mann, wie sie ihn getauft hat, der das alles in ihr verursachte, war ihr plötzlich so nah, sie empfand so viel Mitleid und Verständnis für die Geschichte, die er ohne Worte erzählte, dass sie ohne Zögern ihm folgen würde, hätte er sie bemerkt und gerufen. Die Zeit verflog wie im Schlaf. Die letzten Akkorde des letzten Stückes des Programms verstummten, der Klavierspieler stand auf, verbeugte sich schweigend vor dem applaudierenden Publikum und verließ die Bühne. Wieder ertönten im Saal ein lauter Ap-

plaus, die Zugabe- und Bravo-Schreie, wieder wurde das Mädchen von der gemeinsamen Begeisterungswelle mitgerissen, vergaß die Welt außerhalb des Gebäudes und befand sich an der Grenze zu einer Ekstase, fröstelte und fieberte gleichzeitig. In diesem Zustand verließ sie die Philharmonie, merkte nicht, ob es draußen warm oder kalt war und wie sie zu Hause ankam und unter die Decke schlüpfte. Die Gestalt des Musikers in ihrem Kopf verselbstständigte sich, bewegte sich im Zimmer, setzte sich auf die Bettkante, berührte sie. Die ganze Nacht lag sie wach und träumte von einem anderen Leben, sah sich in einer anderen Umgebung und hörte seine Stimme, die ihr so real schien, dass sie laut antwortete und dabei erschrak. Erst um sechs Uhr Morgens konnte sie erschöpft eingeschlafen, aber nach wenigen Minuten klingelte schon der Wecker - die Realität hatte sie wieder. Bis zum nächsten Mal.

Ihr war schon klar, dass ein Leben mit so einem Mann für sie nicht in Frage kommen würde. Wo ist sie – und wo er. Aber irgendwie fühlte sie sich seinem Leben zugehörig. Ob sie vielleicht auch das Gen dieser ausgestorbenen Rasse besaß? Wohl kaum. Das positive Ergebnis ihrer ersten Begegnung mit der großen Kunst war, dass zu ihren toten Freunden aus der Musikszene ein lebender dazu kam. Und das war schon ein großer Fortschritt: die Wahrscheinlichkeit einer Beziehung mit jemanden, der noch lebt, war um einiges höher. Jetzt hatten ihre Träume feste Umrisse. Sie sah sich in der ersten Reihe in jedem seiner Konzerte. Sie stellte sich vor, dass er sie endlich mal unter den Zuhörern bemerkt, nach dem Konzert anspricht und in ein gemütliches Café einlädt. Später fand sie sich bei ihm zu Hause, im dunklen Zimmer auf dem Teppich mit geschlossenen Augen, wobei er an einem weißen Flügel

sitzt und für sie Mozarts Klavierkonzert Nr. 21, ihr allerliebstes Musikstück spielt. Sie hört die wehmütigen Klänge des Andantes, sie muss weinen, geht auf den Spielenden zu, lehnt sich an seinen Rücken und... Danach folgt eine der so oft gedachten Varianten der erotischen Szenen, die sie verlegen aus dem Kopf verdrängt, um schneller zu Ihrer Lieblingsepisode zu kommen: sie in Weiß und mit Blumen, er in einem schwarzen Frack und der Pfarrer, der sie traut, heimlich, ohne Zeugen und ohne Gäste. In der Kirche ist es halbdunkel. Leise Orgelmusik füllt den Raum. Sie ist glücklich. Sie nennt ihn laut und italienisch-expressiv - Vittorio… und der Klang ihrer eigenen Stimme bringt sie wieder zurück in das nach altem Bratfett stinkende Zimmer der Großtante, die sie mit Erstaunen ansieht. Auf dem Tisch steht ein Teller mit Bohnensuppe. Sie ist schon kalt geworden und deswegen schwimmt auf der flüssigen Oberfläche, zwischen den angebratenen Zwiebeln, Grieben und Kartoffelwürfeln eine dicke Fettschicht. Melina muss sich übergeben.

Die Großtante war langsam besorgt: Das Mädel verschwindet immer wieder stundelang aus dem Haus, redet kaum noch mit ihr, träumt nur vor sich hin und jetzt das noch. O Gott! Sie hätte die Verantwortung auf sich nicht nehmen sollen. Hoffentlich ist die Göre nicht schwanger!

Aber die Sorgen der alten Frau waren unbegründet. Es gab nur ein Konzert des charismatischen Pianisten in dieser Stadt und durch das viele Träumen ist noch kein einziges Mädel in der Welt schwanger geworden.

Schön wie der Tod… oder auch nicht

Zwei weitere Jahre vergingen wie im Traum oder genauer gesagt im Traum. Immer wieder verliebte sich Melina in imaginäre Gestalten, dessen Prototypen sie kurz auf der Theater- oder Musikbühne sah. Das wirkliche Leben interessierte sie immer weniger und sie vernachlässigte ihre schulischen Pflichten, pflegte keine Freundschaften, nicht mal die zu Heike, und fühlte sich wirklich wohl, wenn man sie in Ruhe ließ. Sie war nicht einsam. In ihrem Kopf existierte ein ganzer Schwarm aus Verehrern, dessen Bekannten und Familien, wo sie freundlich aufgenommen wurde, wo man sie für ihre Weisheit und Geduld, den guten Musikgeschmack und die Feinfühligkeit schätzte und liebte. Es gab aber auch Intrigen und Konflikte, Affären und Scheidungen, Neid und Erfolg – so wie sie sich das Leben der überdrehten Mitglieder der Musikszene vorstellte.

Bei der Abschlussprüfung musste Melina sich wirklich zusammenreißen – die Angst vor der Mutter brachte sie für eine Weile auf den Boden der Tatsachen zurück. Noch einmal zu versagen – das konnte sie sich nicht erlauben. Außerdem wollte sie ja irgendwann allein klar kommen, ausziehen, unabhängig werden. Also hat sie die Prüfungen bestanden und kehrte in die kleine verschlafene Heimatstadt zurück. Die erste Zeit nach der Ausbildung musste sie aber wieder im Elternhaus wohnen. Mit ihrem ersten Gehalt machte sie sich auf die Wohnungssuche und hatte Erfolg.

Die Mutter wollte aber nicht, dass ihre unverheiratete Tochter «so weit weg» - 2 Straßen weiter – von ihr wohnt. Der Vater stimmte der Mutter stillschweigend zu. Man sprach in der letzten Zeit nicht viel in diesem Hause,

zumindest nicht mit Melly, die sich in den drei Ausbildungsjahren noch mehr von den Eltern entfernte. Aber ab dem Zeitpunkt, als sie das erste Mal erwähnte, dass sie ausziehen wolle, hörten die Diskussionen nicht mehr auf. Zuerst wurde argumentiert, dass Melly ihre Wohnung allein nicht bezahlen könnte und der Vater schon ohnehin Tag und Nacht arbeitete, um die Hypotheken zu tilgen. Als Melly endlich eine Arbeit fand und das Thema erneut ansprach, wurden die Argumente härter. Die Tochter wäre ja unfähig, ihren eigenen Haushalt ordentlich zu führen, sie würde nur ungesundes Zeug essen und dadurch krank werden. Auf das Argument: «Dann komme ich eben zum Essen nach der Arbeit zu euch» erwiderte die Mutter beleidigt: «Dann brauchst du auch gar nicht auszuziehen, wenn die ganze Arbeit trotzdem bei mir hängen bleibt». Melly blieb stark. Auf die Fragen: «Was passt dir nicht zu Hause? Was willst du denn mit deiner Freiheit anstellen?» und noch direkter: «Hast du Papa und mich nicht mehr lieb?» fand sie immer eine taktvolle und schonende Antwort. Sie wollte ja schließlich nicht streiten, sondern nur in Ruhe gelassen werden.

Als Melina in ihre eigene Wohnung einzog, war sie sehr erleichtert. Nun hatte sie ihre Ruhe. Auf der Arbeit und zu Hause. In der Stadtbibliothek hat man die neue zurückhaltende Mitarbeiterin freundlich aufgenommen und zunächst nur mit einfachen Aufgaben beschäftigt. Melina musste in der Kinderbuchabteilung die neuen Bücher nach Autoren und thematisch einsortieren, zu jedem Buch eine Karte mit der Kurzbeschreibung des Inhaltes ausfüllen und in die Kartothek einordnen. Die Archiv- und Aufbewahrungsräume waren verdunkelt - das Licht tut den Büchern nicht gut, weil die Farben auf dem Cover schnell ausbleichen. Für Melina war es ein wohltuendes

Erlebnis, in die Kinderliteratur einzutauchen, wobei sie sich selbst für Stunden überlassen wurde. Sie las die phantasievollen Geschichten über die Welt, die klar und einfach strukturiert, aber auch kein bisschen spießig und langweilig war. Es passierten erstaunliche Dinge darin, die Ungerechtigkeit wurde immer bestraft und ein gutes Ende garantiert. Die echten Menschen haben sie in Ruhe gelassen und sie hatte unendlich viel Zeit für ihre Gedanken. Zu Hause las sie Romane, hörte Musik und … träumte.

Nach wie vor träumte sie von dem einzigen Menschen, den sie glücklich machen wollte. Inzwischen hatte dieser Mensch keine realen Gesichts-, Körper- und Charakterzüge. Den Namen ersetzte sie durch ein schlichtes und abstraktes *Er* - ein Mann, ihr Partner, der Geliebte. Seine Stimme war lautlos und klang nur in ihrem Kopf in Form der Gedanken, die nicht ausgesprochen werden mussten. Melina war auf ihre Weise glücklich, aber auch sehr müde, sodass sogar in ihren Träumen immer weniger erfundene Menschen vorkamen. *Er* allein reichte ihr aus.

Die Konzertbesuche in die Großstadt fielen aus. Mit ihrem kleinen Gehalt schaffte sie es kaum, die Miete zu bezahlen und alles Notwendige für die Wohnung zu kaufen. Das Bedürfnis, neue Eindrücke zu sammeln, war plötzlich weg. Sie blieb am Wochenende lieber zu Hause, las die in der Bibliothek ausgeliehenen Bücher oder sah sich Filme im Fernsehen an, Literaturverfilmungen aus den früheren Jahrhunderten bevorzugt. Die Mutter, immer noch böse wegen des plötzlichen Auszuges der undankbaren Tochter aus dem Elternhaus, distanzierte sich von Melina und rief nicht mal an. Der Vater besuchte sie aber ab und zu, um in der Wohnung mal einen Wasserhahn zu installieren

oder ein neues Möbelstück zusammenzubauen. Und dann sprachen sie über dies und jenes und tauschten ein paar Neuigkeiten aus, wobei Melina kaum welche hatte. Manchmal hatte sie das Bedürfnis mit dem Vater über ein neues Buch, das sie gerade las, zu sprechen, aber nach einem peinlichen Vorfall traute sie sich nicht mal das.

Es passierte in der Umzugswoche, als die beiden die Wohnung renovierten und sich bei der Arbeit näher kamen. Sie tauschten einige Sätze miteinander aus, lachten sogar über die unbeholfenen Witze des Vaters und tranken zusammen Tee. Melina, aufgeregt und euphorisch aus dem Anlass ihrer Selbständigkeit und der Freiheit, die sich bereits verwirklichten, fing zu erzählen an, was sie gerade auf der Arbeit macht und was für tolle Bücher sie jeden Tag nach Hause nehmen darf, einige sogar behalten, weil sie aus dem Archiv rausgenommen werden müssen. Es bleibt immer nur ein Exemplar eines Buches, alle anderen werden vernichtet, was schade ist, denn es gibt ganz tolle dabei. Zum Beispiel, die Biographie von Beethoven, die sie gerade liest. Fast die ganze Nacht hat sie durchgelesen und zum Schluss geheult, weil sie sich bildlich vorgestellt hat, wie der große Komponist in schmutzigen Klamotten betrunken auf der Straße schläft und die dummen Jungs ihn mit Steinen bewerfen; und wie die Zuhörer seiner letzten Symphonie ihm stehend applaudieren und er das gar nicht mitkriegt, weil er mit dem Rücken zu ihnen steht, dann aber merkt, dass die Musiker die Instrumente schon losließen, sich umdreht und erntet die Anerkennung des Publikums. Danach kamen noch weitere Details aus dem Buch in kurzatmigen begeisterten Sätzen. Und weil der Vater ihr das erste Mal im Leben überhaupt so fasziniert zuhörte, redete sich Melina in Rage, kam auf ihre Theorie mit dem außerirdischen Gen der

Musiker zu sprechen, erwähnte ihre Bekanntschaft mit Vittorio Forza, an die sie inzwischen selber glaubte, und stockte erst, als sie den unruhigen Blick des normalerweise immer gleichgültigen Vaters registrierte.

Der Vater sagte nur, sie sollte nachts nicht so viel lesen. Man sah ihm an, dass das Gespräch ihn überforderte und verlegen machte, er wusste nicht, was er auf die Tiraden der Tochter antworten soll. Auch Melina wurde es plötzlich peinlich, und so ist ihr erster und gleichzeitig letzter Versuch, aus sich herauszukommen und andere Menschen an dem wichtigeren Teil ihres Lebens teilhaben zu lassen, erfolglos geblieben. Traurig war auch, dass ihre Klavierlehrerin heiratete und aus der Stadt wegzog. Man erzählte ihr, dass sie jetzt im Ausland lebte, aber ab und zu nach Deutschland kam, um ihre Eltern zu besuchen. Melina hoffte, das sie sie noch irgendwann mal treffen würde. Aber jetzt gab es eigentlich keinen, mit dem sie mehr als notwendig sprechen wollen würde. Außer natürlich mit *ihm*.

Immer wieder hörte sie sich abends Mozarts Musik an, ganz leise im Hintergrund ihrer Wachträume, und sah sich in einer fremden Umgebung: mal in Österreich, mal in Italien oder in der Schweiz, wo sie gerade auf Tournee waren. Mal hatte E*r* eine weiße gepuderte Perücke auf dem Kopf und trug enge Gamaschen und einen buntseidenen Gehrock, mal war er in Schwarz gekleidet, doch meistens war seine Kleidung undeutlich, unwichtig, verschwommen vor ihrem geistigen Blick. Seine Stimme hatte kein Timbre, aber seine Art zu sprechen war Melina sehr vertraut: das war ein emotionaler Wortschwall der schnell wechselnden Gedanken, manchmal nur angedeutet, nicht zu Ende ausgesprochen. Wozu auch? Sie ver-

stand *ihn* auch so. Melina konnte sich später an manche Details des Gespräches nicht mehr erinnern, behielt aber den Flair und die Atmosphäre des Abends in ihrem Gedächtnis und so verband sie mit *ihm* viel gemeinsam Erlebtes, ein halbes Leben, und sie fühlte sich viel älter als sie tatsächlich war. Oft saßen sie in einem gemütlichen Café oder einem Park und diskutierten über Gott und die Welt, über die Musik und die Musiker. Einmal widersprach E*r* ihr und behauptete, dass Musiker keine so wundvollen Menschen seien, sondern sehr egozentrisch, wie alle Künstler es sind, aber auch im größeren Maße als, zum Beispiel, die Schriftsteller, weil die Letzteren sich in die Gefühls- und Gedankenwelt des Anderen versetzen können, analytisch veranlagt und auch besser in Fragen der Psychologie und der Philosophie ausgebildet sind. Nicht so die Musiker. Für die zählen nur sie selbst und ihre Gefühle, na ja, und natürlich die Musik. Die anderen Menschen sind für sie unwichtig. Sie benutzen sie als Inspirationsquelle. Melina widersprach, suchte nach Argumenten aus all dem Gelesenen und Gesehenen, leider nur im Kino und im Fernsehen, aber konnte *ihn* nicht überzeugen. Schnippisch und provozierend fragte sie *ihn*, ob sie auch nur eine Inspirationsquelle für *ihn* sei. Und *er* sagte: "Im gewissen Sinne schon. Und darauf solltest du stolz sein. Das wolltest du doch oder?"

Es war kein belangloser Streit wie schon einmal, als sie zwei musikalische Begriffe verwechselte und *er* sie deswegen im Scherz Kulturbanause nannte. Diesmal war das ernst. Melina war verletzt und litt. *Er* wollte keine Gespräche mehr mit ihr führen, weil sie angeblich keine andere Meinung akzeptieren konnte und *ihn* nicht verstand. Schon mehrere Wochen bekam sie *ihn* nicht zu Gesicht, nicht mal in der Entfernung, nicht mal verschwommen.

Sie konnte sich tagsüber nicht konzentrieren, konnte nicht richtig arbeiten und nichts essen. Noch so gerne würde sie in die einfache Welt der Kinderbücher wieder eintauchen, aber ihre eigene, komplizierte und verstrickte, glitt ihr aus der Hand. Sie verlor die Kontrolle über sich, über *ihn*, wusste nicht, wo *er* sich aufhielt und geriet in Panik. Nachts lag sie wartend im Bett und konnte nicht schlafen, was dazu führte, dass sie völlig übermüdet zur Arbeit kam und abends gar nicht wusste, was sie den ganzen Tag machte. Die Leiterin, eine ältere gutmütige Frau schickte sie zum Arzt, aber Melina ging nach Hause und schloss sich da ein. Sie verließ nicht mehr ihr Bett, aß nichts und hörte auf zu trinken. Die Mozart Musik lief dank der Wiederholungsfunktion ihres Rekorders die ganze Zeit im Hintergrund des Zimmers und sie musste nicht aufstehen, um die CD zu wechseln. Sie lauschte der Musik ohne Begeisterung und ohne Freude, versuchte sich so gut es ging zu konzentrieren, um *seine* Stimme rauszuhören, und hoffte, dass der Zustand, in dem sie *ihm* begegnete, wieder eintraf. Hat ja früher einwandfrei funktioniert, sobald die ersten Klänge ertönten. Man darf nur die Musik nicht unterbrechen... die Augen nicht aufmachen… das Zimmer nicht verlassen. Und *er* kommt wieder…

Die Kollegen gingen davon aus, dass Melina krankgeschrieben wurde und ahnten nichts Böses. Zufälligerweise erkrankte eine Woche später auch die Chefin und ihre Vertretung wusste nicht, ob die schüchterne Kollegin, die in einem ganzen Jahr sich mit keinem anfreundete, ihren Krankenschein abgab und wie lange sie weg bleibt.

Die Mutter hatte ihre Enttäuschung über ihre undankbare Tochter noch immer nicht überwunden und bestrafte sie mit Nicht-Beachten, Nicht-Besuchen und Nicht-Anrufen.

Der Vater, ein müder willenloser Mensch, schloss sich ihr aus geforderter Ehepartner-Solidarität an. Die Nachbarn mischten sich in das Leben der neuen Mieterin nicht ein – macht man ja auch nicht, wenn einer das nicht will und deutlich signalisiert, indem er nicht grüßt und beim Begegnen wegsieht.

Und so ist es passiert, dass Melinas Verschwinden drei Wochen unbemerkbar blieb. Als man sie fand, lag ihr dehydrierter lebloser Körper im schneeweiß bezogenem Bett, die Augen geschlossen, der Gesichtsausdruck friedlich. Der Musikrekorder war noch an, was die Nachbarn für ein Zeichen ihrer Anwesenheit hielten, denn tote Menschen hören sich bekanntlich keine Musik an. Da diese so leise war, störte es auch keinen.

Durch die Autopsie konnte man keine physiologischen Krankheiten bei der Verstorbenen feststellen. Der Gerichtsmediziner registrierte, dass das Gewicht des Mädchens das Normalgewicht deutlich unterschritt und dass die Ursache des Todes die Dehydrierung des Körpers war. Vermutlich war ein freiwilliger Verzicht auf Nahrung und Flüssigkeit der Fall, da man keine Spuren der Gewalt auf diesem jugendlichen makellosen Körper fand. Tod durch Verdursten – so stand es in ihrer Akte.

Ein schönes Begräbnis

In einer kleinen Stadt, wie es so viele in Deutschland gibt: mit zwei Kinos, einer Stadtbibliothek, einer evangelischen und einer katholischen Kirche und drei Friedhöfen, ebenfalls evangelisch und katholisch, und noch einem von der Stadt - für Atheisten, Selbstmörder und Penner, die es zugegebenermaßen nicht so viele gab, war noch nie viel los. Als das Gerücht von dem Selbstmord eines zwanzigjährigen Mädchens sich in der Stadt verbreitete, gab es natürlich kein anderes Thema mehr für die Gespräche der Stadtbewohner aller Altersgruppen. Man erzählte sich, dass die Eltern die Tochter verstoßen haben, weil sie lesbisch oder drogensüchtig war; manche sagten, dass sie magersüchtig war und deswegen gestorben; andere behaupteten, dass sie sich das Leben nahm, weil sie Liebeskummer hatte. Die erste und die dritte Version, getrennt und miteinander kombiniert, waren am stärksten verbreitet, unterstütz durch die Ankündigung, dass die Beerdigung auf dem städtischen Friedhof stattfinden sollte, obwohl die Eltern evangelisch waren. Also Selbstmord.

Zur Beerdigung kamen hunderte von Leuten: Familie und ehemalige Mitschüler und Lehrer, Kollegen, Nachbarn, einfach Neugierige und die aufrichtig Mitfühlenden, denn das Unglück einer Familie, die eine zwanzigjährige Tochter verloren hat, ist groß. Das Paradoxe daran war, dass fast keiner von diesen Menschen im Leben dieses Mädchen, solange es noch lebte, eine wichtige Rolle spielte. Viele von denen kannte sie sogar, aber sie waren irgendwie auch gar nicht da, denn die Welt eines jeden Menschen ist so voll oder leer, wie er sie wahrnimmt.

Die Kollegin und die Leiterin der Bibliothek, in der Melina gearbeitet hat, fühlten sich am Tod ihrer Mitarbeiterin

fast mitschuldig. Sie hätten das merken müssen, wie die Krankheit den Geist und die Seele und zum Schluss auch den Körper der jungen Frau langsam zersetzte. Sie hätten Melina noch einmal anrufen müssen, nachdem sie nach Hause geschickt wurde oder während der Krankheitsphase zu Hause besuchen. Zu spät, alles zu spät.

Eine Frau mittleren Alters, die ehemalige Musiklehrerin der Verstorbenen, stand nahe am Sarg in der Kapelle einige Minuten lang und weinte. Frau Schönig erinnerte sich an das kleine tollpatschige Mädchen, an dessen unbeholfene Versuche Klavierspielerin zu werden und rätselte über die Ursache des Todes ihrer ehemaligen Schülerin. Rein zufällig war sie zu dieser Zeit in der Stadt, die sie nicht mochte und nur aus Pflicht ihren Eltern gegenüber besuchte. Sie wusste, wie sie sich hier als Kind fühlte, nämlich unbeachtet. Später als sie als junge Musiklehrerin in dieses verschlafene Nest zurückkam, versuchte sie auch hier, in dieser tiefen Provinz, die Musik aufleben zu lassen. Und das war nur über die Kinder möglich, Kinder, die sie unterrichtete, die später erwachsen werden sollten und die Liebe zur Musik an ihre Kinder und Schüler weitergeben könnten. Sie dachte, sie tut ein gutes Werk, in dem sie den Menschen hilft, die Prioritäten im Leben richtig festzulegen, und zeigt, dass es Dinge gibt, die in einer Geldwährung nicht messbar sind. Doch sie hatte sich getäuscht. Nur wenige Schüler haben es geschafft, etwas aus ihrem Talent zu machen, mussten dann aber in andere Städte ziehen, um die Ausbildung fortzusetzten oder im Orchester zu spielen. Für die meisten blieb es aber bei der Musik für den Hausgebrauch, was ein schönes Hobby sein könnte, wenn man realistisch und selbstkritisch an die Sache rangeht. Wenn man‘s aber nicht schafft, leidet man an unerfüllten Träumen und

Ambitionen. Sie wusste es besser als manch anderer. Die alte Musikschule hat ihre besten Zeiten im letzten Jahrhundert hinter sich gelassen und alle Lehrer, die etwas auf sich hielten, verließen ihre vier Wände, sobald sie ein neues Engagement fanden. So blieb das Unterrichtsniveau und somit die Chancen der Kinder, eine Musikkarriere zu machen, sehr niedrig.

Bei diesem Mädchen ahnte Frau Schönig eine kompliziertere Geschichte. Melina war schon damals sehr sensibel. Sie konnte nicht gut Klavier spielen, aber zuhören, wie kein anderes Kind. Ihre großen Augen weiteten sich vor Schreck oder Begeisterung, je nach dem was die Lehrerin ihr erzählte. Sie waren sehr klug, diese Augen, und die Geschichten fielen in sie wie in einen tiefen Brunnen, um sich in ihrem Kopf zu verselbstständigen und auszuweiten. Einmal gab Melina ihr ein Tagebuch mit der Bitte es aufzubewahren. Zu Hause schnüffelte die Mutter in ihren Sachen rum. Frau Schönig versprach ihrer Schülerin, das nicht zu machen. Aber Melina antwortete: "Sie dürfen das". Und so ist die Lehrerin zur Aufbewahrerin ihrer kleinen Geheimnisse geworden und las in ihrem Tagebuch, schmunzelte über so manche kinder-philosophische Weisheiten und bewunderte ihre Phantasie.

Jetzt wo sie vor Melinas Grab stand, quälte sie die immer wieder im Laufe des Lebens auftauchende Frage: Soll man den freien kreativen Geist eines Kindes wecken oder doch lieber schlafen lassen, wenn man dem Kind kein schöneres als nur das harte oder monotone und stupide Arbeitsleben in einer provinziellen verschlafenen Stadt bieten kann? Wenn die Möglichkeiten sich zu entwickeln begrenzt sind? Wenn das Talent mittelmäßig, die Beziehungen und Finanzmittel der Eltern nicht ausreichend und

die Lehrer nicht fördernd genug sind? Man weckt einen Vulkan und empfiehlt ihm nicht auszubrechen. Früher hätte sie die Frage immer mit ja beantwortet. Zu wichtig war in ihrem eigenen Leben die Musik. Und hätte sie als Mädchen sie nicht zu verstehen gelernt, wüsste sie nicht, warum sie überhaupt lebt. Um Geld zu verdienen? Um zu kochen? Belanglose Gespräche zu führen? Aber jetzt zweifelte sie an ihrer Lebensaufgabe und hatte Gewissensbisse. Warum hat sie den Kontakt zu diesem Mädchen abgebrochen, wie auch zu vielen anderen Kindern, die sie unterrichtete? Weil es nicht möglich war, alle zu betreuen und zu beschützen, auch wenn sie keine eigenen Kinder hat. Den Kinderwunsch gab sie schon vor Jahren auf. Jetzt, wo sie das unglückliche Elternpaar neben sich betrachtete, dachte sie, dass es so gut war. So viel Schmerz hätte sie nicht ertragen können. Der Vater weinte nur lautlos. Die Mutter konnte nicht mal weinen. Sie erstarrte zu einer Säule und bewegte sich kein einziges Mal während der gesamten Zeremonie.

Was Frau Jeske fühlte oder fühlen wird, wenn sie den Schock überwunden hat, wusste die schöne kinderlose Frau natürlich nicht. Zunächst werden sie die Schuldgefühle quälen. Die Verdrängungsmechanismen ihres Bewusstseins werden später wohl ihre Arbeit machen und sie wird, um weiter leben zu können, das Schicksal, die Sturheit der Tochter, den gleichgültigen und nachlässigen Vater oder sonst noch was alles für den Tod ihrer Tochter verantwortlich machen. Vielleicht aber auch nicht. Im zweiten Fall wird sie aber an ihren Schuldgefühlen zerbrechen. Denn sie hatte versagt und das Wichtigste in ihrem Leben übersehen. Den Roman ihres eigenen Lebens zu schreiben, so wie sie das wollte, war nicht so einfach. Die Handlung übernahm die Kontrolle, nicht sie. Auch

wenn sie immer nur das Beste für die Kleine wollte, damit alles rein und schön um sie ist, damit sie keine harte Arbeit machen muss, viel in der Welt rumkommt und Spannendes erlebt. Sie hat es nicht gemerkt, dass die Tochter den Boden unter den Füßen verloren hat, und sogar wenn, woher hätte sie wissen sollen, wie gefährlich es ist, in eine erfundene Wirklichkeit einzutauchen. Ihr hat es ja schließlich auch nicht geschadet. Mit ihren einundvierzig Jahren war Elfride Jeske selbst noch eine relativ junge und in vielen Dingen unerfahrene Frau, die viel zu früh heiratete, nie ihre kleine Stadt verließ und die notwendigen Lebensweisheiten überwiegend aus den Romanen und aus dem Nachbarklatsch schöpfte. Und wo war die Liebe? – fragen sich vielleicht die psychologisch Geschulten und Aufgeklärten. Wer weiß es schon, warum diese allgegenwertige, doch von allen gesuchte Geizteufelin manchmal verlegen schweigt, oft versagt und ewig zu spät kommt.

Es gab sehr viele Blumen auf dieser Beerdigung. Wenn Melina nur eine einzige davon bei Lebzeiten von einem pickeligen Jungen oder von einem anderen Verehrer aus Fleisch und Blut geschenkt bekommen hätte, wäre sie vielleicht noch am Leben. Man übersah es, das verträumte Mädchen mit einem perfekten musikalischen Gehör und den unflinken ungehorsamen Fingern, das zu einer schönen jungen Frau heranwuchs, die um ihre Schönheit nicht wusste, weil es ihr keiner sagte.

Im Park-Café, nicht weit von der bereits beschriebenen Musikschule, am Rande der Stadt stärkte sich die Trauergesellschaft mit Kaffee und Kuchen. Aus jedem Fenster der Musikschule klang klassische Musik und vermischte sich in der Luft zu einem undefinierbaren Musikstück, mit

den Straßengeräuschen und mit dem Gurren der Tauben, unschön und disharmonisch. Aber das Wetter war schön - sonnig und warm - der Sommeranfang pochte auf seine Rechte. Die Trauergäste gingen schnell auseinander, um den ersten warmen Abend in ihren Gärten und auf den Terrassen zu genießen. Man hörte sie unterwegs belanglose und ernsthafte Gespräche führen. Einige sagten zum Abschied: "Das war ein schönes Begräbnis".

Nachwort

Ein paar Jahre später beschloss die Leiterin der Stadtbibliothek die längst fällige EDV-gestützte Katalogisierung des Bücherbestandes durchzuführen. Zwei junge Praktikanten wurden eingestellt, um die vorhandene Kartothek in die Datenbank zu übertragen. Bei dieser Gelegenheit fand man in der Karteisammlung zur Kinderliteratur einige undefinierbare Zettel, unter anderem auch zwei handbeschriebene Karten. Die Praktikanten wollten wissen, was damit passieren soll, und so landeten diese auf dem Schreibtisch der alten belesenen Frau. Auf der einen Karte gab es ein Gedicht zu lesen. Der Name des Dichters sowie die Angaben zum Band, Herausgeber und Auflage fehlten allerdings vollständig - mit dem Gedicht war nichts anzufangen. Auf der zweiten Karte stand ein merkwürdiger Text und fesselte die Aufmerksamkeit der erfahrenen Bibliothekarin für ganze zwei Minuten. Da sie auch den Text keinem ihr bekannten Autor und Buch aus der Bibliothek zuordnen konnte, obwohl sie sie alle zumindest angelesen hat, verschwand auch diese Karte wie das pathetische Gedicht, ohne eine Spur im Leben und im menschlichen Gedächtnis zu hinterlassen, im Papierkorb.

Das Gedicht auf der ersten Karteikarte:

Vergeudung

Schon wieder eine Nacht wie Halloween,
Schon wieder eine Woche ohne Liebe,
Und ohne Zärtlichkeit, und ohne Sinn...
Die Tage, gut verkleidete als Diebe,
Als Folterer und Richter und als Gott
Begleiten mich beschimpfend auf's Schafott.
Verzweifelt, schwach und meiner Schuld bewusst
Und Hände ringend bitte ich um Gnade:
„Du, mich erschaffender aus Liebe und aus Lust,
Aus Sehnsucht und Vernunft,
bin ich dir nicht zu schade?
Warum vergeudest Du dich selbst in mir,
Verwandelst` dein Geschenk in eine Strafe?"
Autodafé! Die Göttliche Willkür
Verkündete das Urteil für die Gaffer.

Der Text auf der zweiten Karteikarte:

Es ist Nacht. In einem Zimmer befinden sich zwei Personen, ein Mann und eine Frau. Sie spielen vierhändig Klavier. Es kling das Allegro aus Mozarts "Kleiner Nachtmusik". Plötzlich hört die Frau eine Stimme. "Du darfst die Klaviatur nicht berühren! Wenn du einen Fehler machst, verflüchtigt sich dein Traum und die Musik verschwindet!" Die Frau weint und gehorcht. Der Mann spielt immer wieder die gleiche Melodie und der Traum dauert ewig. Schön wie der Tod...